

Kriegs tyrannen als „Friedensbringer“

Während die anglo-amerikanischen Luftbanditen in zügelloser Barbarei europäische Städte in Schutt und Asche legen und ihre sadistische Mordlust an friedlichen Spaziergängern, Frauen und Kindern auslassen, während der Londoner Nachrichtenendienst schon jetzt darauf vorbereitet ist, daß Rom, wenn das „militärisch erforderlich“ sei, jetzt doch zerstört werde — in diesem Augenblick besitzt der Kriegsverbrecher im Weißen Haus die Unverschämtheit, sich der Welt wieder einmal als Friedensapostel anzupreisen. Mit einer kaum noch zu überbietenden Heuchelei sucht dieser Judenknecht den Eindruck zu erwecken, als ob ihm nichts mehr am Herzen liege, als der Welt den Frieden zu erhalten und für ewige Zeiten zu sichern.

In einer seiner Pressekonferenzen, in denen er sich wie ein eitle Pfau gebärdet und sich schon als der kommende Weltpräsident von Judas Gnaden aufspielt, kündigte er dieser Tage an, daß er gemeinsam mit Hull einen „Plan zur Sicherung und Erhaltung des Friedens nach dem Kriege“ ausgearbeitet habe und den übrigen Nationen, d. h. England, der Sowjetunion und Tschungkingchina, vorlegen werde. Bei der Ankündigung dieser neuen Bluffaktion zur Verdummung der Völker entschlüpfte dem Kriegsverbrecher allerdings eine Aeußerung, durch die diese neueste Schwindelei vor aller Welt offenbar wird. Roosevelt erklärte nämlich, diesmal hätte ihnen eine weit größere Erfahrung als bei der Gründung des Völkerbundes zur Seite gestanden. Damals, im Jahre 1919, hätte man gehofft, daß der Erste Weltkrieg ein für allemal alle weiteren Kriege verhindere. Heute sei man etwas klüger und glaube vielleicht nicht mehr daran, daß man in der Lage sei, für alle zukünftigen Zeitalter Kriege abzuschaffen.

Im Gegensatz zu seinen bisherigen propagandistischen Phrasen erklärt Roosevelt also den Gedanken einer dauernden Erhaltung des Friedens nicht für realisierbar und bereitet schon jetzt ganz unverblümt auf neue kriegerische Verwicklungen vor. An Gelegenheiten zur Entfesselung neuer Kriege wird es dem unersättlichen amerikanisch-jüdischen Imperialismus nie fehlen.

Bei der gleichen Gelegenheit machte Roosevelt übrigens den Vorschlag, daß der gegenwärtige Krieg die Bezeichnung „Krieg der Tyrannen“ erhalten sollte. Eine bessere Selbstcharakteristik hätte der Kriegsverbrecher nicht geben können. Er, dessen Schuld an diesem neuen Weltkrieg vor der Weltgeschichte einwandfrei feststeht, ist der wahre Tyrann des Krieges, auf dessen Gewissen Hunderttausende von Menschenleben lasten. Als Tyrann des Goldes besorgt er die blutigen Geschäfte des raffigierigen Judentums, mit ihm im Bunde steht Stalin, der Tyrann des Genickschusses, und der skrupellose Churchill, der durch eine frevelhaft heraufbeschworene Hungerkatastrophe Tausende und über Tausende von Indern zum qualvollen Tod verurteilt hat. Und diese Geißeln der Menschheit wollen sich jetzt als die wahren Friedensbringer und Sicherheitsapostel aufspielen. Eine widerlichere Heuchelei kennt die Weltgeschichte nicht.

Das Elbgebirge in der Kunst

Der Derrgott muß in einer wunderlichen Laune gewesen sein, als er dieses wunderliche Land schuf, schreibt Heinrich Treitschke, und er meint damit unser Elbgebirge. Uns heutigen mag es so „wunderlich“ gar nicht mehr vorkommen, und es steht uns gar einigermaßen in Erfassung, wenn wir hören (Studienrat Hermann Schreiter, Birna, erzählte an Hand von vielen interessanten Blättern ausführlich und interessant davon im Sammlerkreis Dresden), daß zu einer Zeit, da die ferne Schweiz längst erforscht war, die „Sächsische Schweiz“ noch als ein „wildes Gebirge“ voller „Nebel, Frost und Wind“ ganz und gar gemieden wurde; der „Anblick so unförmiger und gräßlicher Gegenstände, wie diese Felsen sind“ hatte eine schier unüberwindliche Scheu vor diesem Gebirge erzeugt.

Es ist selbstverständlich daß sich diese Zurückhaltung auch in den frühen Darstellungen des Gebirges ausdrückt. So malte der fürsächliche Hofmaler Thiele das drohende Gefels des Schlosses Rathen als etwas Furcht und Grauen Erregendes, zeigte in frühen Stichen lediglich die übermächtige Natur, die Einseitigkeit und der Schrecken der wilden Felsgründe. Ein Umwandlung kündigte sich erst mit der heraufkommenden Romantik an. Elisa von der Reck schildert den „eigentümlich gemächten Eindruck des Schreckens und Vergnügens“ die „schauerliche Anmut im Liebetal“. Und auch im ersten Gebirgsführer, den ein gewisser Nicolai aus Lohmen schrieb, drückt sich die zweifelhafte Stimmung noch recht deutlich aus. Bis man dann eines Tages die Darstellungen Adrian Ringes sah. Der hatte in Paris unter dem Eindruck des „Nouveau“ „Zurück zur Natur“ eine freie und frohe Einstellung der Natur gegenüber gewonnen. Mit Anton Geff aufammen reiste er ins Elbgebirge, später führte er auch seine

Eindrucksvoller Abwehreffolg an der Südfront / Erfolgreiches Angriffsunternehmen nördlich Jassy

Die hohen Verluste der Briten, Nordamerikaner und ihrer Hilfsvölker auf dem italienischen Kriegsschauplatz zwangen den Feind zu verstärkten Anstrengungen, um den für die Front dringend benötigten Nachschub an Truppen, Waffen und Munition rechtzeitig heranzuschaffen. Nacht für Nacht bombardiert jedoch die deutsche Luftwaffe die Versorgungszentren und die rückwärtigen Verbindungen an Land und auf See.

Den wirksamsten Schlag führten unsere Kampf- und Torpedoflugzeuge gegen ein stark gesichertes Gebiet in den algerischen Gewässern. Es wurden mindestens zehn feindliche Transporter und Frachtschiffe mit einer Gesamttonnage von 57 000 BRT versenkt oder beschädigt. Zwei zusammen 23 000 BRT große Dampfer sanken kurz vor Mitternacht noch während des Angriffs. Zwei weitere Frachter und ein großer Tanker mit zusammen 14 000 BRT erlitten so schwere Zerstörungen, daß auch mit ihrer Versenkung zu rechnen ist. Darüber hinaus erlitten drei Frachter und ein Transporter mit insgesamt 30 000 BRT erhebliche Beschädigungen. — Diese Verluste treffen den Feind in diesem Augenblick besonders empfindlich, da das an Bord der Schiffe befindliche Material die klaffenden Lücken füllen sollte, die unsere Truppen vor allem in die feindlichen Panzerverbände geschlagen haben.

Im übrigen zeichneten sich am 30. Mai keine neuen Entwicklungen ab. Immer noch greift der Feind ebenso hartnäckig wie vergeblich am Westflügel an, um am Albaner-Gebirge durchzubrechen, während sich weiter östlich an den Gebirgsabschnitten die Schaulplätze der Vorkämpfer langsam nach Norden in Richtung auf unsere neuen Verteidigungspositionen bewegen. Den schwersten Angriff führen die

Lage in Tschungking-China sehr ernst

Die militärische Lage in Tschungking-China ist sehr ernst, erklärte einer Associated-Press-Meldung aus Tschungking zufolge der dortige Regierungspräsident am Mittwoch und kommentierte die neue japanische Offensive in der Provinz Hunan. Der Sprecher bestätigte, daß Tschangsha bedroht und die Zivilbevölkerung von dort evakuiert werde. Er riefete erneut eine dringende Forderung um sofortige Hilfe an die Anglo-Amerikaner.

Der japanische Vormarsch auf Tschangsha geht mit unvermindertem Schnelligkeit weiter. Im Norden stehen die Japaner 50 Kilometer nördlich der Stadt, andere Truppen nähern sich von anderen Seiten. Militärische Kreise unterstreichen die wirksame Tätigkeit der japanischen Luftwaffe. In der Provinz Hupeh hätten die Japaner am 30. Mai die wichtige Stadt Kungan erobert.

Nach einem Bericht des japanischen Hauptquartiers griffen auf dem chinesischen Kriegsschauplatz stationierte japanische Luftstreitkräfte am 29. und 30. Mai die feindlichen Plätze Handyang und Tsangshan schwer an. Dabei wurden wanzig große und mehr als 42 kleine Flugzeuge beschädigt oder in Brand geworfen.

Schüler darin. Mit Entbehrerfreude drang man bis in die entlegensten Gegenden vor; es entstanden eine große Menge von Radierungen, die das stoffliche Neue in neuer Auffassung boten: die Felsen wirkten nicht mehr „gräßlich“, sondern anmutig-natürlich. Sie sollten dem Gebirge Freunde erwerben, und das gelang auch. In Jingsg's Nachfolge wurde es viel bereist und auch bildkünstlerisch dargestellt, wobei der malerische Bildauschnitt immer mehr die Oberhand gewann.

Eine erste, aus großer künstlerischer Schau heraus entwickelte Darstellung der Landschaft gelang dann Calvar David yreoria, der in der Schilderung der ganzen stürzenden Gewalt der Felsen“ zugleich auch den feinsten Eindruck durchschauend machte, den das Gebirge im Beschauer hinterließ. Und bis auf den heutigen Tag gibt es wohl kaum eine Darstellung, die — vom Ganzen her betrachtet — den wahrhaften Eindruck dieser Landschaft nachhaltiger vermiteln könnte. Der aber das Elbgebirge so recht dem Wanderer erschlossen hat, den Tausenden und Hunderttausenden, war Ludwig Richter. In vielen kleinen Blättern hat er die einzelnen Gegenden in all ihren landschaftlichen Reizen dargestellt, hat ihre Menschen — Fischer, Schiffer, Holzschläger und Wanderer — geschildert und in der Art und Weise seiner Gestaltung die „Anschauung“ zur Landschaft, das Darstellungsbild zum Landschaftsbild erhoben.

Später mit dem Aufkommen der Phototechnik, ist das Elbgebirge in vielen künstlerischen Lichtbildern festgehalten worden. Aber trotz einer geradezu europäischen Berühmtheit fehlt es ihm — abgesehen von dem schon erwähnten C. D. Friedrich — an großen Darstellern. Um so wertvoller erscheint auch in dieser Hinsicht die mit der 1. Birner Kunstausstellung gegebene Anregung. Möge sie im Interesse einer großen und eigenartigen Landschaft recht weite Kreise erfassen.

Leonore Kupke.

Briten und Nordamerikaner am Südrand der Albaner-Berge im Raum Campoleone-Lanuvia. Hier stürmte die feindliche Infanterie von sehr starken Panzerkräften und zusammengefaßtem Artilleriefeuer zahlreicher Batterien unterstützt, fortgesetzt gegen unsere Stellungen an. Grenadiere, Panzergrenadiere und Fallschirmjäger lieferten zwischen den Trümmern der insgesamt 78 vernichteten Panzer der nachdringenden feindlichen Infanterie erbitterte Nahkämpfe, in denen sie den Angreifern schwerste blutige Verluste beibrachten. Der erneute Versuch des Gegners eine Bresche in die deutsche Front zu schlagen, blieb wiederum vergeblich. Kein Fußbreit Boden ging verloren.

In den Gebirgsabschnitten setzten sich unsere Truppen unter harten Nachhutkämpfen, mit denen sie den Ablauf der Bewegungen fest in der Hand behielten, weiter in die südlichen Ausläufer des Apennin ab. Der Feind hat somit im bisherigen Verlauf seiner Offensive zwar unter schweren Verlusten einige Gebirgszüge im Küstenabschnitt besetzen können, aber der unter gewaltigem Kräfteeinsatz immer wieder versuchte Durchbruch ist ihm bisher nicht gelungen.

An der Ostfront wurde die Kampfpause durch ein größeres Unternehmen zur Frontverbesserung unterbrochen. Nördlich Jassy griffen unsere Truppen nach wirksamer Vorbereitung durch Artillerie und starke Verbände der Luftwaffe feindliche Stellungen südlich des Jitza, einem kleinen Nebenfluß des Pruth, an. Nach dem Einbruch in die ersten feindlichen Linien stießen sie auf starke von Artillerie und Panzern unterstützte Abwehr, so daß es zu harten Kämpfen um einzelne Höhen kam. Nach erneuten Luftangriffen und nach Beseitigung einiger tausend Stremminen gelang es, die tiefgelegene Hauptkampflinie der Sowjets in ihrer ganzen Tiefe zu durchstoßen und den Feind von den Höhen herab in die Talböschung zurückzuerwerfen. Mehrere bolschewistische Gegenstände scheiterten. Am Gelingen des Unternehmens hatte die Luftwaffe wesentlichen Anteil. Mehrere hundert Kampf- und Schlachtflieger ermöglichten durch zusammengefaßte Bombenangriffe den Einbruch und Träger sicherten den Kampfraum gegen feindliche Bombenstaffeln.

Die übrigen Kämpfe an der Ostfront waren nur geringfügiger Natur. Operativ eingeleitete Kampfpläne wurden in der Nacht zum 31. Mai die Bahnhöfe Katin und Kraslow an. In beiden Zielräumen entstanden zahlreiche von Explosionen begleitete Großbrände, die feine Munitions- und Betriebsstofflager erfaßten. Weitere wirksame Nachtangriffe richteten sich gegen Bahnhöfe, Brücken und Artilleriestellungen in den Räumen von Zarnopol, Sorodinka und Gomet.

Im ganzen Schulhaus nur ein Ofen

Schulverhältnisse im „sozialen“ England

Eine Debatte, die nach einer Meldung des „Daily Worker“ unlängst im Unterhaus über die Frage der Verhältnisse in England, gibt ein anschauliches Bild der „sozialen Verhältnisse“ in England. Nach amtlichen Feststellungen besucht mehr als ein Drittel aller englischen Kinder Volksschulen, dennoch scheint aber bisher nichts geschehen zu sein, um diese Schulen in sanitärer und hygienischer Beziehung auch nur einigermaßen moderneren Bedürfnissen anzupassen. Nicht zuletzt aus diesem Grunde sei die Sterblichkeit in gewissen Altersklassen gerade unter den Landkindern in England so besonders groß, stellten mehrere Abgeordnete fest.

Ein Abgeordneter schilderte die Zustände in seiner Heimatsortschule im einzelnen wie folgt: Das ganze Schulhaus, das aus drei großen Klassenzimmern besteht, besitzt nur einen einzigen Ofen. Zwischen den Klassenzimmern bestehen keine festen Wände, so daß der Unterricht zwangsläufig gemeinsam stattfinden muß. Ventilationen gibt es nicht; darüber ist der Bretterfußboden derart löcherig, daß feuchte, kalte Kellerluft die Räume erfüllt. Wenn es regnet, rinnt die Feuchtigkeit an den Wänden herunter, der Hauptkorridor ist eine einzige Wasserpfütze, und Kinder und Lehrer müssen Schuhe und Strümpfe ausziehen, wenn sie nach Beendigung des Unterrichts die Klassenzimmer verlassen wollen. Seit Jahrzehnten wurde um Abstellung dieser Mängel gebeten. Die Eingaben müssen sich bei den zuständigen Stellen bereits zu Bergen häufen, aber bis heute ist noch nichts geschehen, um diese toten Zustände zu ändern.

„Daily Herald“ meldet, daß der USA-Brigadegeneral Russell seit dem zweiten Tagesangriff auf Berlin vermisst wird. Sein Flugzeug sei bereits vor dem Bombenabwurf in Brand geraten und kurz darauf in der Luft explodiert.

In Parma wurde durch Bombenabwurf der berühmte, aus dem 15. Jahrhundert stammende Palast Milotta, der Sitz des Museums, schwer beschädigt, in gleicher Weise das berühmte aus dem 16. Jahrhundert stammende Theater Garsella.

Der Turm von Meck

Novellen von O. von Döringhoffen

Arheber-Rechtsnach: Drei Quellen-Verlag, Königsbrück (Bez. Dresden)

3) Solche Leuchter wie draußen stehen hier acht oder zehn

oder mehr, ich weiß nicht ... um einen Sarg.

In diesem Sarg liegt ... Herta.

Ich sehe zwischen Spigen und Blumen ihr Gesicht.

Es ist so blaß, wie es vorhin war.

So habe ich also doch recht gehabt!

Ich kann nur hinschauen, aber ich kann mich nicht

bewegen.

Auf einem der hochlehnen Stühle an der Wand, so,

daß er gerade auf ihr schönes Gesicht sehen kann ... sitzt der

alte Herr, Hertas Vater. Er hat die Ellbogen auf die Knie

gestützt und hält mit den Händen seinen müden Kopf.

Habe ich eine Bewegung gemacht? Habe ich ihren

Namen gerufen, der wie ein wilder Krampf meine Brust

ausfüllt? Ich weiß es nicht.

Er kommt auf mich zu. Er steht ganz nahe vor mir.

„Es ist gut, daß Sie da sind.“ Seine Stimme ist mild

und ergeben. Ich habe niemals mehr einen Menschen mit

einer solchen Stimme reden hören, so voll Traurigkeit, die

sich erschöpft hat. „Es ist gut, daß Sie kommen ...“

wiederholt er. „Niemand kann es glauben.“

Ich spreche ihm nach. „Niemand kann ... das ...

glauben.“

Er hängt sich in meinen Arm ein und führt mich vor-

wärts. Wir gehen mit kleinen, erschöpften Schritten, so als

hätten wir einen endlos weiten Weg vor uns, an dessen

Ende etwas steht, vor dem wir eine große, furchtbare, herz-

beklemmende Angst haben.

„Wir wollen zu meinem Sohn gehen!“ sagt er leise

und dringlich, fast befehlend, wie man zu einem Menschen

redet, dem man über etwas hinweghelfen will, das man

selbst noch nicht überwunden hat. Er macht mit den

Händen noch eine kleine entschuldigende Bewegung zu ihr hin ... wie er sich gerade gewendet hat, als wollte er sie um Verzeihung bitten, daß er mich ihr entführt und sie selbst verläßt.

Es ist das Arbeitszimmer des alten Herrn, in das wir eintreten. Ich sah es einmal, als die Baronesse mir das ganze Schloß zeigte.

„Clement“, sagte er, „er ist da.“

Clement von Erb schreibt die Todesanzeigen. Sie liegen auf dem Schreibtisch und auf den Möbeln, die diesem zunächst sind, umher, daß die Schrift trockenet. Es ist eine Pyramide in Weiß und Schwarz. Es ist furchtbar, und es erschüttert mich so, daß vor meinen Augen alles verschwimmt und nichts mehr bleibt als der Name, der mir da entgegenringt: „Herta von Erb.“ Und dann halb und wieder anders verdeckt und immer in dieser schwarzen Umrandung ... einmal ... zehnmal ... dreißigmal ... fünfzigmal

Clement reicht mir die Hand hin. „Wir haben sehr auf Sie gewartet. Wir sind so allein, Vater und ich. Wir haben gestern angerufen, aber wir bekamen keine Antwort.“

Ich beneide ihn, daß er so ruhig sprechen kann, und ich nehme mich zusammen. Es erfordert eine Antwort. „Ich war acht Tage nicht zu Haus. Ich bin erst heute um 10 Uhr ...“

Er nickt. „Wir haben es uns gedacht.“

Es geht mir jetzt besser. Ich kann etwas anderes denken. Warum hat Christine mir nicht berichtet? Wahrscheinlich war sie nicht da, und das Telefon hat in meinem Zimmer geklingelt ... geklingelt ... wollte es mit dieser Botschaft füllen ... mit diesem Furchtbaren.

Die Stimme des alten Herrn reißt meine Gedanken ab. „Der Arzt hat Herzlähmung festgestellt.“

Ich wende ihm mein Gesicht zu. Es muß einen Zweifel ausdrücken, denn er wiederholt: „Herzlähmung ...“

Die Erwähnung der Todesurkunde gibt mich mir selbst zurück. „Wie war es?“ frage ich.

Clement faltet die Anzeigen zusammen und legt sie auf einen Stof. Der alte Herr läßt meine Frage fallen. Es

tut ihm offenbar gut, daß er etwas gefunden hat, um was er sorgen kann. Ich müßte essen. Hermann solle mir etwas zu essen bringen und Wein. Er läßt mich nicht reden und verneinen, läutet Hermann und sagt ihm, was er bringen soll.

Dann sitzen wir um einen kleinen Tisch. In mir ist der Berufsmensch wach geworden. Es wird furchtbar sein, zu hören, wie es war, aber es muß sein, und so frage ich wieder. „Wie war es?“

Clement schenkt mir ein Glas Wein ein und sagt: „Trinken Sie!“

Ich tue es gehorsam. „Wie war es?“ Ich weiß, daß es ihnen genau so furchtbar ist, davon zu sprechen, wie mir, es zu hören. Und alles, was dazwischen getan wird, dient nur, es hinauszuschieben ... aber es muß doch sein. „Wie war es?“

Der alte Herr läßt seinen Kopf vorsinken, ganz tief, daß ich nur mehr seinen grauen Scheitel sehen kann, und legt die Hände auf die Knie. Es ist unendlich traurig, diese starken Hände so leer zu sehen, diese armen Hände, denen alles genommen ist, was sie an Liebe gehalten haben.

Er spricht: „Sie war so vergnügt den ganzen Tag. Wir haben auch von Ihnen gesprochen. Von dem Juwelendiebstahl waren ja alle Zeitungen voll. Und sie hat gemeint, Sie würden sich wieder ganz aufreiben bei der Sache, sie hatte Angst um Sie und sagte, Sie müßten sich danach unbedingt erholen kommen. Sie sollten auf ein paar Tage herauskommen zu uns. Wir würden das Telefon abstellen, daß niemand Sie anrufen darf.“

Ich kann nicht dafür, daß mir der Atem stöhnend über die Lippen bricht, und er schweigt eine Weile.

Aber dann spricht er weiter: „Ich wollte am andern Tag früh morgens auf die Jagd gehen, auf Schnepfen. Ich stand auf und sagte, daß ich mir Patronen hole.“ Er setzt wieder ab und erklärt dann: „Sie kennen doch den Turm an der Parkmauer rechts. Ich habe meine Jagdgewehre und Munition, seit ich einmal ein kleiner Unfall durch Unvorsichtigkeit ereignet hat, in dem Turm aufbewahrt. Zum Turm habe ich allein den Schlüssel.“

